

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Was der Mensch nicht alles essen kann [Bild; Kühn, Gustav]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Was der Mensch nicht alles essen kann. (Auf mehrfache Aufforderung aus dem 1862er Hinte. iden abgedruckt.)



Der Mensch ist das aetvrafiaste Geschöpf unter der Sonne und im Essen leistet er das Unglaubliche, namentlich wenn er 15 Jahre alt ist und man ihm einen Apfelsuchen hinstellt oder neue Kartoffeln mit Pippelkäs. Die sogenannten Feinschmecker essen aber auch noch andere Sachen, bezahlen sie mit teurem Gelde und sagen, es seien Packerbissen, und wenn man die guten Sachen bei Licht betrachtet, so sollte man nicht meinen, daß es möglich sei, solches Zeug zu essen. So ist z. B. die Auster nichts weniger als ein appetitlicher Bissen, und das Beste an ihr ist der Burgunder, den man dazu trinkt und was die Schnecke betrifft, so ist diese eine nahe Verwandte zur Auster und man kennt ja das Tierlein.

Die indianischen Vogelnester, ebenfalls Packerbissen, kosten zwei Dukaten das Stück und bestehen aus Froschlach und ekelhaften Würmern, und daß der Schnepfendreck etwas Extrafines ist, weiß jedermann.

Einer aber hat gemeint, er wisse es noch besser als jedermann und hat sich nur deswegen eine Schnepfe im Käfige groß gezogen und hat sich's jeden Morgen um 10 Uhr auf's Brod gestrichen, und es hat ihm auch geschmeckt.

Daß es Feinschmecker giebt, denen nichts lieber ist als eine recht fette Kreuzspinne, und sie extra deswegen mästen, ist eine bekannte Sache. Sie sollen schmecken, wie Nuskerne; der Hinkende Bote hat zwar noch keine versucht; man muß sich auch etwas versagen können. Kelleraffeln und Maikäfer zu verpeisen, ist eine beliebte Belustigung der Schuljugend, und daß Froschschenkel besonders appetitlich sein sollen, kann der Hinkende Bote auch nicht einsehen, namentlich wenn Krotenschentel darunter sind.

Schwämme sind bekanntlich ebenfalls Packerbissen, nur haben sie die fatale Eigenschaft, daß sie bie und da giftig sind, und sie können einem schlecht bekommen, wenn man nicht gerade, wie jener Pfarrer, Kinder hat, an denen man sie vorher probieren kann.

Daß man aber auch Erde essen könne, weiß nicht jedermann und doch ist's so, denn in Samarang auf Java, (wer nicht weiß, wo Samarang liegt, kann den Herrn Lehrer fragen, vielleicht erfährt er's) da findet man eine Erde, Amyo oder Tanah-Amyo genannt,

die wird von den dortigen Eingebornen mit großem Eifer aufgesucht, in lange Würste gerollt und über einem Kohlenfeuer langsam geröstet und die Japanesen sagen, es gäbe nichts Besseres. Wohl bekomn's.

Item, wenn die Samarang-Würste auch ein wenig Magendrücken machen, eine schöne Sache ist's doch um das Erde-Essen, und wir wären froh gewesen anno 17, wo das Paiblein Brod einen Gulden gekostet hat, wenn wir, weil auf den Aekern nichts wachsen wollte, die Aeker selber hätten essen können.

(Tanzpause. *)

Heiße juchhei! Da geht es lustig her! Da klinget die Fidel, da dudelt der Bass! Das hat Schweiß gekostet bei Tänzern wie bei Spielteuten. Beide ruhen nun erschöpft von der gehaltenen Anstrengung. Mit der köstlichen Scene, die er uns im meisterhaften Bilde vorführt, hat der berühmte Künstler, Benjamin Bantier, wieder einmal einen geschickten Griff hineingetan ins volle Menschenleben. Ein Brautfest ist es, das er vor unserm Auge mit überraschender Naturtreue vorüberziehen läßt. Das sieht man schon aus den Guirlanden und Kränzen, mit denen der Tanzsaal geschmückt ist, und ferner aus dem umkränzten Transparent über dem Eingange ins Hinterzimmer, auf dem die Worte prangen: „Bivat Johann und Martha“. In jenem Hinterzimmer aber sitzt, umgeben von Eltern und Schwiegereltern, von Basen, Mähmen und Bettlern, das glückstrahlende Brautpaar an reichgedeckter Tafel und thut sich gültlich an Wein und schmackhaften Speisen. Ein junger Bursch möchte freilich gern schon wieder das Tanzbein schwingen. Mit erhobener Rechten winkt er hinterstehenden Gefährten zu, mit ihm zu gehen in den Tanzsaal, wo der Brautführer sich eben den Brautjungfern nähert, um ihnen aus zierlicher Kanne einen kühlen Trunk darzubieten. Welch prächtige Reihe liebreizender Mädchengestalten! Es muß schart hergegangen sein bei dem wirbelnden Reigen, denn der einen lieblichen Maid ist der Haarzopf aufgegangen, den sie nun wieder in Ordnung zu bringen sich bemüht, während eine andere, auf einer Bank vor ihr, sich daran macht, ihre in Unordnung geratene Fußbekleidung wiederherzustellen. Eine prächtige Gesellschaft sind die vier Spielteute. Das sind die echten Vertreter einer würdigen Dorfmusik. Sie verleugnen auch nicht die allen Musikanten anhaftende Grundeigenschaft, den Durst. Während der Posaunist den Speichel aus seiner Posaune ausgießt, gießt sich sein Kumpan ein volles Glas in die Kehle. Ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ja, ja, „eine Musikantentehle, die säuft als wie ein Loch!“ heißt es im Liede.

Lange wird die Tanzpause nicht dauern. Bald pufet der wadere Posaunist wieder mit vollen Baden in sein Instrument. Bald drehen sich die zierlichen, mit sauberen weißen Strümpfen bekleideten Füße der holden Tänzerinnen wieder nach dem Takte. Tanz nur immer froh und heiter dahin, ihr Burschen und Mägdelein. Frohsinn und Tanz ist ja das Vorrecht der Jugend. „O Jugend, wie bist du so schön!“ singt der Dichter, und: „Das ist die selige, goldene Zeit, das sind die Tage der Rosen!“ Benutzt sie darum fleißig, denn nicht lange dauert es, dann ist sie vorüber, die goldene Zeit, und es naht das Alter, das freudlose, das nichts uns bringt als die Grimmering. Und nun vorwärts, Musikanten, ein frisches, fröhliches Stücklein! Und nun frisch drauf los, ihr Tänzer und Tänzerinnen, bis zur — nächsten Pause!

*) Siehe das Photographiebild vorn im Kalender.